

of decency« aussehen könnten. Die hier anfänglich skizzierte Heterotopie innerhalb der Kirche, so scheint es, könnte eine Befreiung von Rezitationen und steten Verengungen auf einen bestimmten Anteil der eigenen Person ermöglichen.

Daraus folgt: Indem die lgbtiq* Performance und die verschiedenen kontingenten Identifizierungen und Lebensformen Raum bekommen, kann auch das Amtsbild gestärkt werden, da jene Rollen und Identifizierungen – bewusst gesteuert – wieder in den Hintergrund treten können.³³ Dies geht einher mit der Vorstellung, nicht an einer allumfassenden authentischen Pfarridentität arbeiten zu müssen; ich zitiere noch einmal Henning Luther:

»Das eigentümlich Christliche scheint mir nun darin zu liegen, davor zu bewahren, die prinzipielle Fragmentarität von Ich-Identität zu leugnen oder zu verdrängen. Glauben hieße dann, als Fragment zu leben und leben zu können.«³⁴

7.4 Zwischen Professionsethik und Pastoralpsychologie

Es zeigt sich, dass im Amtsbild der interviewten Pfarrpersonen eine hohe Gestaltungsfreiheit als Voraussetzung persönlich akzentuierter und getragener Verkündigung vorrangig ist (Kap. 6.2.2.3). Die Beschreibungen ihres eigenen Berufsbildes und der geschilderten Stärken und Schwächen des Berufs liegen zwischen den beiden in Kapitel 2.3.3 pointiert dargestellten pastoraltheologischen Entwürfen: zwischen dem Entwurf Klessmanns, der die Totalrolle als Überforderung der Pfarrperson kritisiert, und dem Entwurf Karles, der die auf Vertrauen aufbauende professionelle Vermittlung eines Sachinhaltes und die personale Kompetenz in den Fokus stellt (Kap. 6.1.1).

Karles Betonung der herausragenden Rolle des Vertrauens im Pfarrberuf wird durch meine Untersuchung bestätigt, ebenso der von ihr dargelegte Zusammenhang zwischen der notwendigen Autonomie der Pfarrperson, ihrer Intuition und dem Schutz des wechselseitigen Vertrauens.³⁵ So benötigen die auf Handlungsspielräumen aufbauenden Amtsbilder der interviewten Pfarrpersonen, die ihnen ermöglichen, ihre Stärken einzubringen, derartige Autonomie. Karle schreibt:

»Gerade die Brisanz und Riskanz der interaktiven Kommunikation des Evangeliums setzt aber die Autonomie des Pfarrers und der Pfarrerin voraus. [...] Pfarrerrinnen und Pfarrer müssen auf dem Hintergrund der vielfältigen Informationen, die ihnen als Amtsträgerinnen und Amtsträger anvertraut werden, *individuell* entscheiden können, welches Handeln sachgerecht ist.«³⁶

33 Vgl. zur Überlagerung aller Rollen durch die Totalrolle Klessmann 2012, 126.

34 Luther 1992a, 172.

35 »Dabei zeigt sich, daß insbesondere das wechselseitige *Vertrauen* und die damit gegebene Stabilisierung von Verhaltenserwartungen eine Grundvoraussetzung pastoralen Handelns darstellt, die von kaum zu überschätzender Bedeutung ist.« Karle 2001, 23 (Hervorhebung im Original).

36 Karle 2001, 270 (Hervorhebung im Original).

Es zeigten sich aber Spannungen zu einer zu einseitigen Betrachtung von Vertrauen. Auf der Grundlage der Profession würden die Verhaltenszumutungen ein Vertrauen garantieren, das eine Einzelperson gar nicht gewähren könne.³⁷ An dieser Stelle fehlt in Betracht der erhobenen Lebensgeschichten eine kritische Reflexion gesamtgesellschaftlicher Diskurse. So ist nicht grundsätzlich anzunehmen, dass sich Pfarrpersonen aufgrund der ihnen verliehenen Privilegien in der »stärkeren« Position befänden und die Gemeinden vor ihrer Selbstverwirklichung geschützt werden müssten: Wenn sie ansonsten gesamtgesellschaftlich einer marginalisierten Personengruppe angehören, sind hier zumindest Spannungen zu vermuten.³⁸

Sofern unter dem für die Amtsübung nötigen Vertrauen vorrangig das Vertrauen der Gemeinde in die Pfarrperson und nicht auch ebenso reziprok das Vertrauen der Pfarrperson in die Gemeinde angesehen wird, fehlt also vor dem Hintergrund von Anerkennungsinteraktionen eine Perspektive. Wird Vertrauen zudem vorrangig an »Verhaltenserwartungen« – und damit auch an die sogenannten »Verhaltenszumutungen« – gebunden, muss vor dem Hintergrund der Empirie der Kritik an einer solchen Verkürzung gefolgt werden, die besagt, dass die Deutungshoheit für die Verhaltenszumutungen sowie der Umgang mit Verhaltenserwartungen nicht ausreichend geklärt seien.³⁹ Denn in den Interviews zeigt sich, dass genau diese fehlende Klärung des Inhalts der Erwartungen sowie der Deutungshoheit zu tiefgehenden Konflikten führt (Kap. 6.2.1.4). Das große Potenzial klarer Regeln – eine Säule der Professionstheorie –, nämlich Verlässlichkeit für alle Beteiligten zu schaffen und somit nicht nur Gemeinden vor privilegiertenmissbrauchenden Pfarrer_innen, sondern auch Pfarrpersonen vor einem übergriffigen Zugriff zu schützen, entfaltet sich nur, wenn die Erwartungen der Beteiligten miteinander kompatibel sind und Kompromisse nicht zu Selbstverleugnungen führen.⁴⁰ Das erwartbare Handeln der Pfarrperson – der Dienst an der Gemeinde – ist dabei queer gelesen nicht immer in Form einer Geläufigkeit der Lebensform und Geschlechtsidentität der Person erwartbar, und diesbezügliche Erwartungen müssen mitunter enttäuscht

37 Vgl. Karle 2001, 75.

38 Vgl. Karle 2001, 106. Eklatant zeigte sich das da, wo Pfarrer aufgrund ihrer sexuellen Orientierung noch der Gefahr unterliefen, strafrechtlich verfolgt zu werden.

39 Zur Deutungshoheit vgl. Anselms Ausführungen zur »Zustimmungsfähigkeit« als Kriterium für ethisches Handeln; Anselm 2014, 86 sowie zur Kritik, dass es an Reflexion zum Umgang mit Verhaltenserwartungen mangle, Knieling 2006, 117. Karle führt das Spannungsfeld zwischen notwendiger Autonomie und notwendiger Kontrolle aus: Dass Pfarrpersonen nicht ständig kontrolliert werden, sei ein wichtiger Aspekt ihrer Amtsausübung, Karle überlegt daher, ob notwendige Kontrollen weniger sichtbar geschehen sollten – um das Vertrauen der Gemeinde nicht zu schwächen; Karle 2001, 267–273. Ich ergänze: Wird den Pfarrpersonen nicht zugestanden, ihre Lebensform auch außerhalb des Erwartbaren zu verantworten und zu führen und das »Normale« und Erwartbare damit zu erweitern, ringen Pfarrpersonen und Gemeinde um die Kontrolle der Deutungshoheit.

40 An dieser Stelle macht auch Karle deutlich, dass es auch in einem professionstheoretischen Ansatz im Pfarramt nicht um eine »Vorbildlichkeit per se« gehen könne: Karle 2001, 322. Anselm kritisiert, dass die individuelle Lebensführung nicht als Garant für die Glaubwürdigkeit gelten dürfe. Vgl. Anselm 2014, 84. Wiedekind beklagt: »Der Topos Vertrauen spielt in der reformatorischen Amtstheologie noch keine Rolle.« Wiedekind 2015, 220. Ihr fehlt insbesondere eine machtkritische Begutachtung der bisherigen Vorschläge.

oder angepasst werden. Zugespitzt: Queer wäre es, gerade damit zu rechnen, nicht zu wissen, was von Leben und Geschlecht der Person erwartet werden kann. Dies könnte zugleich die Fokussierung auf die theologische Kompetenz stärken. Das Gegenteil geschieht, wenn Pfarrpersonen sich gezwungen sehen, aufgrund der Sorge um ihre Selbstdarstellung vorrangig der Meinung der Gemeinde die Deutungshoheit zu überlassen. Denn dann können sie sich mitunter weder akzentuierend einbringen noch die Stärke der eigenen Reflexion und Verwundbarkeit nutzen (Kap. 6.2.1.4).⁴¹ Zugleich benötigen gerade diejenigen Anteile der Person, die durch die Dynamiken des Diskurses beständig thematisiert werden, den Schutz durch das Amt, um die Vermittlung der Sachthematik überhaupt zu ermöglichen und sich nicht in Rediskursivierungen zu erschöpfen. Eine Trennung von Amt und Person scheint also in beide Richtungen weder möglich noch förderlich, und es bedarf einer Zwischenposition.

Meine Ausführungen zu Authentizität zeigen, dass sich die Einschätzung dessen, ob eine Pfarrperson authentisch wirke und geteilte Wertsysteme angenommen werden könnten, in gegenseitiger Anerkennung und im Vertrauen zwischen Gemeinde und Pfarrperson widerspiegelt (Kap. 6.2.2). Zu vermuten ist, dass eine allzu rigide Trennung von Privatleben und Amtsausübung, statt das Vertrauen zu schützen, zu mehr Misstrauen in den Gemeinden führen kann, da der Eindruck entstehen kann, die Pfarrperson verheimliche etwas Bedeutsames.⁴² In Kapitel 6.2.2 habe ich dargestellt, welche Vorbedingungen für Authentizitätsempfinden zu bedenken sind – Authentizität ergibt sich nicht von selbst und ist immer kontextuell an Verstehenshorizonte und Anerkennungsdynamiken gebunden.⁴³ Pastoraltheologisch ist es vor diesem Hintergrund kritisch zu betrachten, Vertrauen vorrangig an Authentizitätsempfinden und Erwartungssicherheit zu binden.⁴⁴ Vertrauen beinhaltet, hier schließe ich mich Klessmann bzw. Giddens an, immer auch einen »wechselseitigen Prozess der Selbstoffenbarung«.⁴⁵ Giddens schreibt: »Beziehungen sind Bindungen, die auf Vertrauen beruhen, wobei das Vertrauen nicht vorgegeben ist, sondern bearbeitet wird, und wobei

41 Vgl. Klessmann 2001a, 83.

42 Zu Misstrauen und Ablehnung vor dem Hintergrund des Verdachtes, etwas zu verschweigen: Schendel 2017a, 208.

43 Vgl. auch Anselm 2014, 86.

44 So macht Becker in seinen Überlegungen zu Freiräumen, was Geschlechterdarstellungen in Kirchen betrifft, zu Recht darauf aufmerksam, dass die Annahme der Authentizität, ihrer Ermöglichung und ihrer Feststellbarkeit immer ein Urteil ist und dass sich der Gestaltungsspielraum entsprechend innerhalb dieser urteilenden Grenzen bewegt; Becker 2008, 210.

45 »Das Amt trägt nicht mehr die Person, wie das bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts selbstverständlich der Fall war, sondern die Person muss das Amt beglaubigen und überzeugend repräsentieren. Diese These wird trotz des Einspruchs von I. Karle (Karle 2001, 12f.) bestätigt durch die Beobachtung des englischen Soziologen Anthony Giddens, dass abstrakte Systeme an Vertrauenswürdigkeit verlieren, wenn das Vertrauen nicht über personale, gesichtsabhängige Zugangspunkte wieder gestärkt werden kann. »Zugangspunkte sind Stellen, an denen eine Verbindung zustande kommt zwischen den Einzelpersonen oder Kollektiven ohne Fachkenntnisse und den Vertretern abstrakter Systeme. Dies sind Orte, an denen abstrakte Systeme verwundbar sind, aber zugleich Kreuzungspunkte, an denen Vertrauen gewahrt oder aufgebaut werden kann.« (Giddens 1996, 113) Vertrauen muss in einem längeren: wechselseitigen Prozess der Selbstoffenbarung; (Giddens 1996, 152) erworben werden.« Klessmann 2006, 538 (Hervorhebung im Original).

die erforderliche Arbeit einen *wechselseitigen Prozess der Selbstoffenbarung* bedeutet.⁴⁶ Klessmann widerspricht hier eindeutig der Vorstellung, dass Vertrauen aufgrund von Erwartungssicherheit gegeben werden könne.⁴⁷ Dabei bezieht er sich auf Giddens, der zwischen einem Vertrauen in Systeme, das »*gesichtsunabhängig*« sei, und einem Vertrauen in Personen, das »*gesichtsabhängig*« sei, unterscheidet.⁴⁸ Wird Vertrauen, wie oben vorgeschlagen, als Ausdruck von Anerkennung verstanden sowie durch Selbstoffenbarung und in Abhängigkeit von der Person (»*gesichtsabhängig*«) erlangt, so kann auch Vertrauen – im Anschluss an Bedarfs These, dass Anerkennung immer ein Risiko der Verknennung beinhaltet – nur riskant erworben werden.

Nun scheint manchen Pfarrer_innen aufgrund der fehlenden Klärung der Deutungshoheiten nicht immer klar und bewusst zu sein, welche Persönlichkeitsanteile und welches Verhalten sie zeigen können/dürfen und was sie besser zurückhalten sollten, um das Vertrauen ins Amt und in sie nicht zu gefährden.⁴⁹ In der Folge versuchen sie mitunter, ihr Privatleben völlig abzuschirmen, was entweder misslingt oder zu Misstrauen führt. Eine auf unklaren Deutungshoheiten und Sorge um nicht ausreichende Zurückhaltung beruhende strikte Trennung der *zwei Welten* (Kap. 5.2) verhindert also – im Gegensatz zu einer selbstbestimmt empfundenen Trennung von Privat- und Berufsleben – Anerkennungsinteraktionen, welche ein produktiver Anteil der pfarramtlichen Arbeit sind und die Grundlage eines pastoralpsychologisch orientierten Amtsverständnisses bilden. Entsprechend geht durch eine Haltung, die einseitig auf den Erhalt des Vertrauens von bestehenden, oft konservativ imaginierten Gemeindegliedern bedacht ist, die sich nicht traut, Gemeindegliedern auch Neues zuzumuten sowie aus ihren Reihen selbst Unvorhergesehenes zu erwarten, und die dazu neigt, Gemeinden als homogener anzusehen, als sie sind, der gesamten Kirche und den Personen in ihr etwas verloren.⁵⁰ Es lohnt sich daher auch innerhalb von Pfarrbildern, welche die Person und ihre Individualität als konstitutiv für die pastorale Verkündigungsaufgabe betrachten, normkritisch zu bleiben und einen großen Spielraum an Ausdrucksmöglichkeiten einzuräumen.⁵¹ Die Pfarrperson kann dann sich selbst, ihre Identität und ihre Erfahrungen als Teil einer kollektiven Identität nicht nur toleriert wissen, sondern als Bestandteil ihres Amtes – sodass sie

46 Giddens 1995, 152 (Hervorhebung im Original).

47 Klessmann 2006, 538.

48 »*Vertrauen in Systeme* nimmt die Form *gesichtsunabhängiger Bindungen* an, durch die der Glaube an die Leistungsfähigkeit von Kenntnissen, über die der Laie kaum Bescheid weiß, gestützt wird. Das *Vertrauen in Personen* beinhaltet *gesichtsabhängige Bindungen*, durch die Anzeichen für die Integrität anderer Personen (im Rahmen gegebener Handlungsarenen) gesucht werden.« Giddens 1995, 112 (Hervorhebung im Original).

49 Ich schreibe bewusst allgemein Pfarrer_innen, da es hier um die Grundsatzproblematik des Verhältnisses von Beruf und Privatleben im Pfarramt geht.

50 So schätzt auch Hildenbrand ein Verschweigen von Lebensformen im Pfarrhaus ein: »Abgesehen von der psychischen Belastung, die diese Situation mit sich gebracht hat, entmündigt diese Haltung die Gemeindeglieder, indem sie ihr unterstellt, mit bestimmten Themen menschlich, gesellschaftlich und theologisch nicht umgehen zu können.« Hildenbrand 2016, 236. Vgl. Luther 2014.

51 Vgl. zur Frage, ob von »Person« und Amt oder »Individualität« und Amt gesprochen wird, Karle 2001, 321, Anm. 379.

selbstverantwortlich entscheiden kann, wann und wie sie diese nutzt. Ein solches Pfarrbild erlaubt Momente des Pathischen und das reflektierte Einbringen der eigenen – potenziell brüchigen – Existenz in die Pfarrpraxis.⁵²

Werden die spannungsreichen und hochpotenten Krisensituationen, die in den Interviews geschildert werden, im Pfarrberuf gänzlich ausgespart, sobald sie ein Risiko für das Vertrauen der Gemeinde oder auch nur von Einzelpersonen in die Pfarrperson darstellen könnten, geht die Brückenfunktion, von der Klessmann spricht, verloren.⁵³ Dabei können Pfarrer_innen diese Brückenfunktion, für die ein glaubwürdiges individuelles Auftreten wichtig ist, gerade heute starkmachen – angesichts einer sich immer weiter individualisierenden Gesellschaft (Kap. 5.2.2.2 und 5.2.2.3). Anschließend an Henning Luthers Gedanken, dass eine solidarische Haltung den »Riss« in unserer Welt präsent halte, sowie Klessmanns Gedanken zum Vorbildcharakter, muss dieses glaubwürdige Auftreten allerdings im Wissen darum geschehen, dass das Pfarramt eine *heile Welt* weder darstellen kann noch soll.⁵⁴

Zusammenfassend lässt sich sagen: Angesichts der dargestellten Notwendigkeit von Anerkennung und persönlicher Sichtbarkeit zur Erlangung von Agency und Authentizität im Amtsverständnis der Befragten kann keiner der beiden pastoraltheologischen Ansätze alleinig zufriedenstellen. Der pastoralpsychologische Ansatz mit der Nutzung der Stärke einzelner Persönlichkeitszüge bietet der einzelnen Person zu wenig Schutz, um die Rollen wirklich frei wählen zu können. Der professionstheoretische Ansatz bietet der Person zwar einen besseren Schutz, die vorgeschlagenen Verhaltenszumutungen engen jedoch zu stark ein, um dem auf Gestaltungsfreiheit aufbauenden und die Stärke der eigenen Erfahrung nutzenden Amtsbild gerecht zu werden. Daher bedarf es einer mittigen Position.⁵⁵

7.5 Prekäre Autonomie und Widerstandspotenzial: Ekklesiologischer Ausblick

Es zeigte sich, dass die Pfarrpersonen sich aufgrund der Strukturierung der Diskurse einer wiederholten Thematisierung ihrer Geschlechtsidentität und ihrer sexuellen

52 Vgl. Bieler 2017, 33 und 131; Klessmann 2006, 568 sowie Klessmann 2012, 130–132, der von Pfarrer_innen als »religiösen Übertragungsfiguren« spricht. Vgl. zum Einbringen des eigenen Geschlechts und Begehrens in »gestisch-körperlichen Interaktionen« Plüss 2008, 200.

53 Vgl. außerdem zum Einbringen von Konfliktpotenzial und Spannungen als Teil der Beziehungsebene Klessmann 2006, 539–540.

54 Vgl. Luther 1992b, 238; Klessmann 2001c, 23 sowie ergänzend Müller 2019, 76–79. Müller spricht nicht von Brückenfunktion, sondern von Geburtshilfe. In der modernen pluralisierten Gesellschaft werde die Deutung und Sinnsuche des eigenen Lebens zu einer immer wichtigeren Aufgabe der einzelnen Person. Dieser Gedanke trifft sich mit den oben angeführten Ausführungen Taylors zur Authentizität. Theologisches Deuten setze dabei eine gewisse Sprachfähigkeit der Einzelnen voraus, um ihr eigenes Erleben und ihren Alltag religiös in die Sinnstiftung einzubinden. Diesen Vorgang gelebter Theologie, den Müller vor dem Hintergrund des Priesteramts aller Gläubigen betrachtet, könnten akademisch gebildete Theolog_innen fördern. Dies setze aber voraus, dass sie selbst ihre Theologie auch in ihrem Leben und mit ihrem Leben verankerten.

55 Vgl. zur unterstützenden Funktion der Pfarrrolle für die Person Wagner-Rau 2009, 20.